

Zwischenbetrachtung (3)

Am Ende des Ersten Weltkriegs war das öffentliche Vertrauen in die Marine vernichtet. Die Selbstversenkung und die Beteiligung am Kapp-Putsch reduzierten das Ansehen der Seestreitkräfte immer weiter. Innerhalb der Marineführung bestand die nicht unbegründete Sorge, dass ihre Institution ganz abgeschafft werden könnte. Trotz oder gerade wegen dieser Sachlage sollte die seemilitärische Schwäche so bald wie möglich überwunden werden. Obwohl sich die Seestreitkräfte während der Republik konsolidieren konnten, hatte dieses Fernziel keine Chance auf Realisierung. Während sich vor 1914 breite Kreise mit der Flotte und einer maritimen Weltpolitik identifizierten, fehlte es ihr nun an dieser Unterstützung. Im Kontrast zur Vorkriegszeit sah die Marine sich gesellschaftlich isoliert und konnte aus allen politischen Lagern für ihre falschen Versprechungen, die Revolution oder den Kriegsausbruch verantwortlich gemacht werden. Diese Situation verstärkte die um 1918/19 einsetzende Erwartungsvereisung, da sich die Marine jeglicher Unterstützung seitens der breiten Öffentlichkeit und Regierung beraubt und ganz auf sich selbst zurückgeworfen sah.

In dieser Situation bot eine geeignete Geschichtspolitik die Aussicht, verlorenes Vertrauen auf lange Sicht zurückzugewinnen. Schon während des Ersten Weltkriegs hatte Großadmiral Tirpitz sich Gedanken darüber gemacht, wie er sein Lebenswerk rechtfertigen und so für die Zukunft erhalten könne. Zu keiner Zeit hinterfragte er die grundlegenden Prämissen seines navalistischen Plans. Im Gegenteil hielt er vielmehr daran fest und empfahl ihn als Mittel zum Wiederaufstieg von Nation und Marine. In seinem geschichtspolitischen Bestreben schloss er sich mit den Geschichtswissenschaftlern Fritz Kern und Hans Hallmann zusammen, die seine Politik während des Krieges befürworteten. Aus dieser Koalition heraus entstanden schließlich ein Memoirenband und zwei Quellendokumentationen.

Diese Texte boten eine Interpretation, die sich durch ein hohes Identifikationspotential für Tirpitz' Anhänger auszeichnete. Sie erlaubte es ihnen, sämtliche Ursachen der Niederlage auf andere Akteure abzuschieben und an ihren ursprünglichen Erwartungen über die Enttäuschung hinweg festzuhalten. Diese Erwartung zu konservieren war wichtig, da vor der Folie des Navalismus nur die Ziele einer seemächtigen Weltmachtstellung dem Reich eine angemessene Position im Konkurrenzkampf der Mächte zu versprechen schien. Nur diese Zukunftsperspektive konnte zudem eine Flottenpolitik rechtfertigen, die die Marine innerhalb der Reichsinstitutionen aufwertete. Daher hatte die Attraktivität der Seeideologie für die Seestreitkräfte durch den Krieg in nichts eingebüßt. Die Orientierung an den vormaligen Zielen bildete demnach den Kerngedanken der Memoiren. Hinsichtlich der Enttäuschung lag das entscheidende Argument der Darstellung darin, dass Tirpitz die Rollenverteilung zwischen enttäuschenden und enttäuschten Akteuren umkehrte, indem er der Bevölkerung oder Teilen der politischen Elite vorwarf, „die See nicht verstanden“ zu haben. Die Attraktivität dieser Inversion lag

darin, dass die eigene Expertenposition und die eigenen Pläne unberührt blieben. Aus dieser Sicht hatte also nicht die Marine die Bevölkerung enttäuscht, sondern im Gegenteil die Bevölkerung die Marine. Dass sich nach 1918/19 weite Teile der Bevölkerung von der Marine abwandten, wie etwa die Implosion des vorher so wichtigen Flottenvereins belegt, schien diese Ansicht zu bestätigen. Der Navalismus schrumpfte wieder zu einem Elitenphänomen zusammen, während die Öffentlichkeit kein Interesse mehr an einem erneuten Flottenaufbau bekundete. In seinem Rechtfertigungsbestreben schreckte Tirpitz nicht davor zurück, einzelne Seeoffiziere und auch den Kaiser selbst für den mangelnden Einsatz der Schlachtflotte und die angeblich zu späte Eröffnung des U-Bootkrieges verantwortlich zu machen. Damit enttäuschte er die Verhaltenserwartungen an einen kaisertreuen Seeoffizier. Doch solche Neben-Enttäuschungen nahmen der Großadmiral und seine Anhänger billigend in Kauf, da ihre Weltkriegsaktivitäten und damaligen Pläne aus ihrer Sicht nur so von jeder Schuld freigesprochen werden konnten. Zudem stützte Tirpitz seine kritischen Worte durch das Argument, dass nur bei offener Ansprache von Fehlern für die Zukunft gelernt werden könne. In diesem Sinne trat seine Darstellung als ein nationales Erziehungsprogramm auf, das für die Leser Schlüsse aus der jüngsten Marinegeschichte zog, die darauf hinausliefen, einen erneuten Griff nach der Seemacht zu wagen.

Seine Darstellung stieß bei seinen Anhängern auf begeisterte Aufnahme, da sie ihnen eine normative Interpretation der Vergangenheit vorgab, die es ihnen erlaubte, auch emotional mit ihrer Enttäuschung umzugehen und ihrer (Lebens-) Arbeit Sinn zuzusprechen. Auf diese Weise übte die Erzählung gruppenintegrierende Funktion aus. Sie bot ihren Lesern eine attraktive Interpretation, die es ihnen erlaubte, ihre Enttäuschung zu überbrücken, ohne die eigenen Ziele überdenken zu müssen. Der Erfolg blieb aber offenbar auf diejenigen beschränkt, die sich stark mit dem Flottenprojekt identifiziert hatten und einer solchen nachträglichen (Selbst-)Rechtfertigung bedurften. Tirpitz-Gegner konnten offenbar nicht überzeugt werden.

Im Kontext der Niederlage etablierte sich rund um den Großadmiral ein Kreis loyaler Anhänger, die durch den gemeinsamen Glauben an den Navalismus zusammengehalten wurden. Dabei arbeiteten sie freiwillig im Sinne des und für den ehemaligen Staatssekretär. Trotz gelegentlicher Streitigkeiten um seine Gunst oder kontroverse politische Ansichten kam es nie zu Konflikten, die den Zusammenhalt gefährdeten. Zu diesem Kreis gehörten nicht nur Tirpitz' Familie, sondern auch ehemalige Offiziere, die ihre neuen Berufe in Presse und Publizistik nutzten, um im Sinne der alten Kaiserlichen Marine aktiv zu werden. Dabei konnten sie durchaus beachtliche Erfolge erzielen: Es gelang ihnen nicht nur, die eigene Position in wichtigen Lexika zu platzieren, sondern auch in Zeitungen und Zeitschriften. Hier zeigten sich allerdings auch klare Grenzen. Der Versuch, etwa mit den *Grenzboten* eine politische Zeitschrift zu einem Tirpitz-Sprachrohr zu machen, scheiterte am mangelnden Publikumsinteresse und der *Nauticus* erschien nur in unregelmäßigen Abständen und konnte an die Breitenwirksamkeit, die das Jahrbuch vor 1914 besessen hatte, nicht mehr anschließen. Trotzdem waren diese Pu-

blikationsorgane für das eigene Umfeld wichtig, konnten sie sich doch hier in der Selbstagitatorik üben, die ihnen immer wieder vor Augen führte, dass ihre eigene Position richtig sei. Eher erfolglos waren auch die Versuche, die eigenen Ansichten in historischen Fachzeitschriften zu platzieren. Hier prallten die unterschiedlichen Expertenansprüche von Historikern und Seeoffizieren aufeinander. Umso wichtiger waren Fritz Kern und Hans Hallmann, die das Historische Seminar der Universität Bonn zu einem zentralen Ort akademischer Marinegeschichtsschreibung im Geiste des Großadmirals machten. Doch auch für Marinevereine und die Reichsmarine selbst blieb der ehemalige Staatssekretär eine zentrale Figur, die integrierend wirkte und deren Zielen man sich weiterhin verpflichtet sah.

Tirpitz' Geschichtspolitik verband sich schon 1919/20 mit einem ganz ähnlich gelagerten Projekt, das ebenfalls auf die Enttäuschungskonstellation des Weltkriegs zurückging: der Gründung der Kriegswissenschaftlichen Abteilung. Zu deren zentraler Figur entwickelte sich der Vizeadmiral Eberhard v. Mantey. Ursprünglich hatte die Abteilung drei Ziele verfolgt: Sie sollte erstens der Öffentlichkeit eine Rechtfertigungsgeschichte bieten. Zweitens sollte sie eine kritische Evaluation von Planungen und Kriegführung leisten, um für die Zukunft zu lernen und drittens den Admiralstab innerhalb der Institution gegenüber dem Reichsmarineamt aufwerten. Allerdings wurden die beiden letzten Ziele spätestens mit der Niederlage obsolet. Das Lern-Argument diente nun primär dazu, kritische Stimmen zum Schweigen zu bringen, indem alle, die der vorherrschenden Interpretationslinie nicht folgen wollten, als lernunfähig disqualifiziert wurden. Mantey's historiographische Konzepte veränderten sich in Reaktion auf die Kriegslage und schließlich im Kontext des verlorenen Krieges. Nun trat eine Orientierung an der eigenen kurzen Geschichte in den Vordergrund, indem der Aufstieg, den die Marine seit den Einigungskriegen genommen hatte, als Vorbild dafür diente, dass es möglich sei, diesen Weg noch einmal zu gehen. Die Darstellungen der Abteilung sollten dazu beitragen, dieses Bewusstsein zu erzeugen. Allerdings erreichte das Archiv nie die herausragende Position, die Mantey während des Krieges unermüdlich gefordert hatte. Vielmehr setzte er die Arbeit nach der Niederlage unter widrigen finanziellen und personellen Umständen fort. Nichtsdestotrotz gelang es dem Marine-Archiv, sich innerhalb der Weimarer Wissenschaftslandschaft zu etablieren und Übernahmeversuche seitens des Reichsarchivs abzuwehren. Dadurch blieb das Geschichtsprojekt unter der Kontrolle der Marineoffiziere.

Zivile Historiker hatten in der Regel keinen Zugang zu den Archivalien. Während die Seeoffiziere selbst kaum in historischen Fachzeitschriften publizieren konnten, da ihnen die Fachhistoriker die Expertise zur wissenschaftlichen Vergangenheitsdeutung absprachen, spiegelte sich die umgekehrte Haltung auf Ebene des Marine-Archivs. Mantey war davon überzeugt, dass nur Seeoffiziere adäquat Marinegeschichte betreiben könnten. Ausnahmen machte er nur, wenn die Akademiker mit den eigenen Zielen übereinstimmten. Solche Ausnahmen stellten Fritz Kern, Hans Hallmann und ihre Schüler dar. Sie erhielten volle Unterstützung seitens des Archivs und platzierten die gewünschten Thesen in der akademischen Geschichtswissenschaft. Eckart Kehr blieb der einzige kritische

Historiker, dem es gelang, Einsicht in die Akten zu nehmen. Seine methodisch innovative Arbeit gelangte aber zeitgenössisch nie über einen Außenseiterstatus hinaus und bedrohte die Dominanz der Tirpitz-Anhänger im schmalen Feld der Marinegeschichte daher nicht. Erst unter den Bedingungen der Bundesrepublik verkehrte sich diese historiographische Konstellation: Jetzt standen die Quellen zur Verfügung, auf deren Grundlage sich eine von der Enttäuschung unberührte Generation von Historikern der Geschichte der Kaiserlichen Marine widmen konnte. Sie orientierten sich allerdings nicht an der herrschenden Linie der Zwischenkriegszeit, sondern an Eckart Kehr. Nun gerieten die übrig gebliebenen Marinehistoriker der 1920er-Jahre und ihre Epigonen wie Walther Hubatsch in die Defensivposition. Ähnlich erging es den letzten Überlebenden aus dem Tirpitz-Kreis. Ihre Versuche, noch einmal ein positives Tirpitz-Bild zu etablieren, trafen in der Bundesrepublik zunehmend auf Widerstand.

Das zentrale Publikationsprojekt des Marine-Archivs stellte das Admiralstabswerk dar. Schon sehr früh kam es zu ersten Kontakten zwischen Tirpitz und den Mitarbeitern, so dass die Bände ganz auf der Linie lagen, die der Großadmiral in seinen *Erinnerungen* vorgegeben hatte. Die hier tätigen Marineoffiziere begegneten dem ehemaligen Staatssekretär mit Ehrfurcht und Bewunderung. Größerer Druck von Seiten Tirpitz' war deshalb im Grunde unnötig, da die Mitarbeiter selbst ein großes Interesse an der Rechtfertigung ihrer Institution hatten. Da Tirpitz' Person so eng mit der Marine der Vorkriegszeit verknüpft war, mussten sie den Großadmiral in seinem Bestreben unterstützen und umgekehrt. 1928 erreichte Erich Raeder, der im Marine-Archiv die Bände über den Kreuzerkrieg bearbeitet hatte, die führende Stellung innerhalb der Marine und tat alles dafür, dass am gemeinsam entwickelten Geschichtsbild nicht gerüttelt wurde. Die Versuche von Tirpitz-Gegnern oder Kritikern, wie dem Freiherr v. Maltzahn, Friedrich v. Ingenohl oder Wolfgang Wegener, innerhalb der zentralen Fachzeitschrift *Marine-Rundschau* oder durch andere Veröffentlichungen kritische Debatten anzustoßen, blieben deshalb erfolglos. Stattdessen herrschte in den Rezensionen und Artikeln des Marineorgans die Rechtfertigungsgeschichte vor. Diese Diskriminierung von Zweiflern verstärkte den Prozess der Erwartungsvereisung.

Erst nach Tirpitz' Tod lässt sich innerhalb der Gruppe seiner Anhänger eine kritischere Sicht auf sein Wirken beobachten. Diese blieb allerdings auf private Briefwechsel oder Denkschriften beschränkt. Gegenüber der Öffentlichkeit dominierte die etablierte Sichtweise, die sich nach 1933 gänzlich durchsetzte, da die pazifistisch-republikanische Presse verboten wurde. Nun konnten die Mitglieder des Tirpitz-Kreises die nationalsozialistische Gegenwart als die Zeit inszenieren, die den Lernauftrag des Großadmirals verstanden und erfüllt habe.

Doch die Grundfrage bleibt: Warum hielten die beobachteten Akteure so zäh an ihren Erwartungen fest? Warum schirmten sie sich in einer solchen Weise gegen Kritik ab? In der Literatur wird häufig Ulrich Heinemanns Formel der „verdrängten Niederlage“ verwendet, die kennzeichnend für den Umgang großer Teile von

Eliten und Gesellschaft mit dem verlorenen Krieg gewesen sei.¹ Abgesehen von dem nicht unproblematischen Begriff der „Verdrängung“² scheint diese Verkürzung den Kern der Sache nicht zu treffen. Zumindest die hier beobachteten Akteure leugneten weder die Niederlage noch die Enttäuschung. Im Gegenteil, sie formten ihre Handlungen in hohem Maße und trieben sie zur Geschichtspolitik. Was sie allerdings leugneten, war, dass die Enttäuschung die Konsequenz aus ihren Vorkriegshandlungen und -planungen darstellte. Sie konstruierten eine kontrafaktische Geschichte, die – hätte sich die Gesellschaft klar hinter ihre Ziele gestellt – mit einem Siegfrieden oder der Verhinderung des Krieges überhaupt endete.

Die unterstellte „unnatürliche Zerrissenheit unseres Volkes in Teile, die sich nicht mehr verstehen, von denen jeder eine andere Sprache spricht“, von der Tirpitz in Bezug auf die gesellschaftliche Aufspaltung in unterschiedliche sozialmoralische Milieus sprach, begünstigte das Festhalten an der selbstproduzierten Erzählung.³ Es gab keine gemeinsame Verständigung über den Krieg, seine Ursachen und Folgen. Vielmehr standen sich zahlreiche geschichtspolitische Initiativen der unterschiedlichen politischen Milieus und Institutionen gegenüber, deren Vertreter sich in Memoiren und amtlichen Geschichtspunkten bekämpften. Diese Isolationssituation und die Wahrnehmung einer feindlichen Umwelt begünstigten entscheidend den Prozess einer Erwartungsvereisung, wie ihn Heinrich Popitz beschrieben hat.

Der Begriff der Erwartungsvereisung kennzeichnet treffend den Umgang der hier beobachteten Akteure mit der enttäuschenden (See-)Kriegsniederlage. Sie verdrängten nicht die Niederlage, sondern sie weigerten sich, aus ihr den Schluss zu ziehen, dass ihre Erwartungen von Beginn an unerfüllbar gewesen seien und Deutschland nicht das Potential gehabt hätte, Weltmacht zu werden oder den Krieg zu gewinnen. In den Worten des Admirals Scheer: „Wir lehnen [...] den entmutigenden Trugschluß ab, der uns einreden will, wir seien an der inneren Hohlheit einer unberechtigten Anmaßung gescheitert.“⁴ Letztlich bezeichnete Scheer damit den Prozess der Erwartungsvereisung, der eine Kontinuitäts-erzählung stiftete, die danach strebte, die preußisch-deutsche Aufstiegsgeschichte, in welche die Flottenrüstung eingebettet war, auch weiterhin fortzusetzen. Wenn es eine vielbeschworene Kontinuität in der deutschen Geschichte dieser Zeit gibt, dann ist es eine, welche die Akteure bewusst immer wieder herstellten. Im Zweiten Weltkrieg sollten sich die Konsequenzen dieser Erwartungsvereisung noch einmal fatal auswirken.

¹ Heinemann, Niederlage. Bruendel bezeichnet den Titel dieses Buches zurecht als „irreführend, da er auf die ‚Dolchstoß‘-Legende hindeutet und nicht auf den ‚Kampf gegen Versailles‘“, ders., Kampf, S. 173.

² Vgl. die gegen Ulrich Heinemann gerichtete Kritik an einer losen Verwendung dieses Begriffs, die allerdings mit einem – selbst nicht unproblematischen – Plädoyer für eine psychoanalytisch informierte Geschichtswissenschaft verknüpft wird, bei Schulz-Hageleit, Verdrängungen.

³ Tirpitz, Verhandlungen, S. 51.

⁴ Scheer, Nauticus, S. V.

